

Ich sitze auf der hellen Leder-couch im Wohnzimmer meines Elternhauses und fühle mich elend. Es ist ein Samstag im Juni 2005, ich bin dreißig Jahre alt. Mein Kopf drückt, ich schwitze, mein Kreislauf macht mir zu schaffen. Ich würde gern aufstehen und mich im Zimmer nebenan ins Bett legen.

Seit einer halben Stunde redet meine Schwester auf mich ein. Sie ist ohne Vorankündigung vorbeigekommen. Mir passt das eigentlich nicht. Ich heirate in einer Woche, es gibt noch so viel zu tun. Dass ich mich schlechter und schlechter fühle, je länger sie spricht, hängt, das weiß ich in diesem Moment noch nicht, an einer Streptokokken-Infektion, die gerade im Begriff ist, sich in meinem Körper auszubreiten. Dabei hätte das, was meine Schwester mir erzählt, vollauf als Grund gereicht.

Unser Großvater Max Windhövel, geboren 1907, gestorben 1991, war, wie sie berichtet, schon im August 1930 in die NSDAP eingetreten. Die erste massive Eintrittswelle in die Partei setzte nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ein, also 1933. Eine niedrige sechsstellige Mitgliedsnummer wie die meines Opas galt bis 1945 als Statussymbol. Er war zunächst Zellenleiter, also ein örtlicher Funktionär, später schloss er sich auch der Gestapo und schließlich der SS an. Während des Krieges habe er einen „Bürojob“ im polnischen Lublin gehabt, wo es mehrere Lager gab, unter anderem das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek. Auch seine Ehefrau Margarethe und mit ihr unsere Mutter Ute, geboren 1941, seien phasenweise mit in Lublin gewesen. Meine Schwester führte zudem weitere Belege dafür an, dass Opa ein Antisemit gewesen sein muss.

Die Informationen über Opas Werdegang in Gestapo und SS hat meine Schwester aus einer Anfrage an das Bundesarchiv in Berlin. Sie erzählt, vor vielen Jahren habe unsere Großmutter Margarethe etwas Verharmlosendes über die SS zu ihr gesagt, was sie nicht vergessen konnte. Irgendwann erlangte sie dann Kenntnis über Opas NSDAP-Mitgliedsnummer und bat einige Zeit nach Omis Tod im Jahr 2001 unsere Mutter um Zustimmung für die Recherche.

Ich bin verwirrt und verstört. Opa ein Judenfeind und für die SS in Polen – mit Frau und Töchter im Schlepptau? Ich dachte doch, er sei als Soldat im Krieg gewesen, 1945 in amerikanische Gefangenschaft

80 Jahre  
Kriegsende  
1945–2025

schafft gekommen und erst einige Zeit später freigelassen worden. Was hat er wirklich im Krieg getan?

Unsere Mutter ist über das Wochenende verreist, aber unser Vater ist bei dem Gespräch dabei. Unsere Eltern hat meine Schwester vorab bereits informiert. Papi sagt, Ute und er hätten das mit Lublin und der SS gewusst, aber mit ihrem Vater hätte Mami nie darüber gesprochen. Es laste auf ihr, dass dieser über Jahre in Lublin gewesen sei und damit teilgehabt habe an der grausamen Unterwerfung Polens. Deshalb habe sie auch nicht mit uns geredet. Und er sagt, Opa sei ein Mitläufer gewesen, kein böser Mensch, von seiner Art her angepasst und ohne dominantes Auftreten.

Fast zwanzig Jahre nach diesem Gespräch mit meiner Schwester werde auch ich eine E-Mail an das Bundesarchiv in Berlin schreiben. Denn zwischen 2005 und 2022 habe ich fortgesetzt, was mir meine Mutter ihr Leben lang vorgemacht hatte: schweigen, nicht nachforschen, sich nicht befassen.

Unser Verhalten ist keine Ausnahme. Vielmehr war es viele Jahre lang die Regel. Die familiäre Auseinandersetzung mit den Verstrickungen der eigenen Angehörigen in die Verbrechen des Nationalsozialismus galt lange als Tabu – und ging Hand in Hand mit dem kollektiven Schweigen der Gesellschaft. So akribisch die Nazis die Ermordung von sechs Millionen Juden geplant hatten, so tatkräftig wandten sich die Deutschen mit der „Stunde null“ dem Wiederaufbau des Landes zu. Vermutlich war das einfacher, als sich dem Leid zu stellen, das Hitler und seine Getreuen über große Teile der Welt und vor allem die Juden gebracht hatten. Das Schweigen prägte dabei sowohl die überlebenden Verfolgten und ihre Nachkommen als auch die Familien der Täter und Mitläufer. Die einen waren traumatisiert, die anderen feige und selbstverleugnerisch. Während sich die gesellschaftliche Aufarbeitung ab den Siebzigerjahren institutionalisierte, ange-

## Wir müssen über Opa reden

Unsere Autorin *Eva Schläfer* dachte lange, ihr Großvater sei im Zweiten Weltkrieg Soldat gewesen. Dann erfuhr sie: Er war ein überzeugter Nazi und für die SS in Polen. Mit ihrer Mutter hat sie darüber trotzdem zwanzig Jahre lang nicht gesprochen – bis jetzt.



Die Autorin mit ihren Großeltern an ihrem zweiten Geburtstag  
Foto privat

### Ein Gruß aus der Gefangenschaft

*Liebe Ute, hast Du schon einmal einen Kuckuck gesehen? – Nein! – Hast Du schon einen Kuckuck gehört? – Ja, schon oft! Wenn der Kuckuck ruft, ist der Frühling da. Kaum ist der Tag erwacht, dann ruft auch bei uns im nahen Kiefernwald der erste Kuckuck und abends, wenn wir uns schlafen legen, grüßt er uns nochmals. Das nächste Jahr will ich den Kuckuck mit Dir und Mami zusammen im Licher Wald rufen hören und dann werden wir alle drei zählen, wie oft er ruft.*

Aus einem undatierten Brief von Max Windhövel an seine Tochter Ute, verfasst in amerikanischer Gefangenschaft

stoßen durch die Auschwitzprozesse und den Protest der Achtundsechziger, taten sich die sogenannten Keimzellen der Gesellschaft schwerer: In vielen Familien wurde erst mit dem Tod der Täterinnen und Täter ab den Neunzigerjahren über die eigene Verantwortung gesprochen – wenn überhaupt.

Doch auch wenn mein Verhalten und das meiner Angehörigen keine Ausnahme ist, finde ich es im Rückblick hochgradig irritierend. Wir sind eine Familie, von der ich eigentlich behaupten würde, dass sie sich gut versteht und auch Themen bespricht und miteinander bewältigt, die nicht nur angenehm sind. Wie sind diese riesige Leerstelle, dieser fehlende Forscherdrang, das Wegschauen zu erklären? Was hat dazu geführt, dass meine Mutter und ich erst achtzig Jahre nach Kriegsende in der Lage sind, uns darüber auszutauschen? Und verändert es uns, wenn wir uns jetzt den Taten von Max Windhövel stellen?

Am Abend dieses 18. Juni 2005 klappte ich zusammen. Die kommenden Tage bin ich so krank wie noch nie in meinem Leben. Meine Mutter kehrt von ihrer Wochenendreise zurück. Ich erinnere mich nicht mehr daran, aber ich denke, ich war mit meinem fiebernden Kopf gar nicht in der Lage, sie auf den Besuch meiner Schwester anzusprechen. Zwischenzeitlich geht es mir so schlecht, dass ich bezweifle, am festgelegten Termin vor den Standesbeamten treten zu können.

Doch Antibiotikum und Adrenalin machen mich halbwegs fit für Tag und Feier. Natürlich gibt es viele Fotos von der Hochzeit, die mich, meine Eltern, meine Schwester, meinen Bruder zeigen, fein herausgeputzt und lachend. Dass mich die eine Woche zuvor gewonnenen Erkenntnisse an meinem Hochzeitstag beschäftigt hätten, kann ich nicht behaupten. Das finde ich auch legitim. Nicht aber, wie ich mich in der Folgezeit verhielt.

### Was für ein Mensch Opa war, konnte ich nicht sagen

Denn das Gespräch, das meine Schwester gesucht hatte, lief ins Leere. Sie und ich kamen nie wieder darauf zurück, und ich denke, das hat sie enttäuscht. Heute kann ich sie weder dazu befragen noch um Verzeihung bitten, sie ist vor einigen Jahren gestorben. Ich lebte mit dem Wissen, dass mein Opa ein Nazi gewesen war – aber das Wissen war diffus. Ich tat nichts, um es zu vertiefen. Mein damaliger Mann wusste Bescheid, mit Freundinnen hingegen sprach ich nicht, obwohl ich sonst über so ziemlich alles mit ihnen rede. Ich verhielt mich, als müsste ich dieser Angelegenheit keine besondere Bedeutung beimessen.

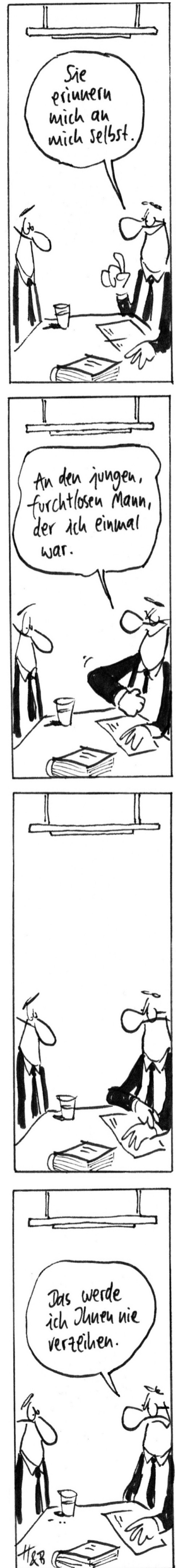
Wenn ich heute nach Erklärungen suche, finde ich eine in dem Verhältnis zu meinem Opa. Zum Zeitpunkt meiner Hochzeit war Max Windhövel seit 14 Jahren tot. Als Kind und Jugendliche hatte ich ihn regelmäßig gesehen. Meine Großeltern waren häufig bei uns zu Besuch, und als Kind übernachtete ich auch ab und an bei ihnen in Mainz, wo mein Opa als gelernter Messerschmied etwa bis zu meiner Geburt 1975 zusammen mit einer Cousine ein Stahlwarengeschäft betrieb. Zugleich jedoch war mein Opa zu dieser Zeit bereits an Parkinson erkrankt. Für mich schien er in seinem starren Körper gefangen. Er lief in Tippelschritten. Er hatte kaum Mimik. Er flüsterte mehr, als dass er sprach. Ich tat mich schwer, ihn zu verstehen, und deshalb war ich nicht gern mit ihm allein. Er war mein Opa, aber ich hätte nicht sagen können, was für ein Mensch er war.

Doch nicht nur ich blieb passiv, auch meine Mutter – und das wiederum arbeitete in mir. Meine Mutter, das wird sich im Laufe dieses Artikels noch zeigen, ist eine kluge und mitfühlende Frau. Meine Mutter ist aber auch resolut und meinungsstark. Häufig vermittelt sie den Eindruck, sehr genau zu wissen, wer sich richtig verhält und wer falsch. Ab und zu bekommen wir uns in die Haare, weil ich finde, sie solle toleranter sein. Dass gerade diese Person nicht den Mumm zu haben schien, zu ihrem Verhalten zu stehen, verstand ich nicht. Sie war es doch, die Filme und Theaterstücke dazu anschaute und die mir als Kind „Das Tagebuch der Anne Frank“ und andere Bücher über den Holocaust zum Lesen gegeben hatte. Je länger die Stille währte, desto größer wurde meine Hemmung, das Ruder selbst in die Hand zu nehmen. Wovon zeugte Mamis Schweigen? Hatte sie Angst, dass ich ihr vorwerfen könnte, ihren Vater nicht zur Rede gestellt zu haben? Oder dass sie unehrlich gegenüber uns gewesen war? So empfand ich es nicht. Meine Gedanken brachten mich zu der Frage: Könnte ich damit umgehen, wenn sich unsere Beziehung durch eine Konfrontation zum Schlechteren verändern würde? Die Antwort lautete: eher nicht.

Fortsetzung auf der folgenden Seite

### AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



Jahrelang geschah nichts, außer dem, was man Leben nennt. Es gab Zeiten, in denen ich monatlang nicht an Opa dachte. Trotzdem gärte es in mir. 2018 sprach ich meinen Papi bei einem Spaziergang an, sagte ihm, dass ich das Schweigen meiner Mutter nicht nachvollziehen könne, es mich unsicher mache. Er antwortete erneut, das Thema belaste sie. Ich war mir damals sicher, er würde ihr von unserem Gespräch erzählen; heute weiß ich, dass er das nicht tat. Auch ihn würde ich gern fragen, warum, doch auch das geht nicht mehr.

Einige Monate nach dem Tod meines Vaters kommt mir der Gedanke: Jetzt ist keiner mehr da, der irgendeine Art von verbrietem Wissen über Max Windhövel hat – außer seiner Tochter, die aber nicht redet. Ich frage meinen Bruder, an welche Details er sich aus seinem Gespräch mit unserer Schwester erinnert. Er weiß erst einmal gar nicht, wovon ich spreche. Nach ein paar Minuten kann er sich dunkel erinnern. Als ich ihn frage, wie er sich diese Gedächtnislücke erklärt, antwortet er, mit Mitte dreißig habe er im Hier und Jetzt gelebt und Spaß haben wollen; Opas Rolle im Nationalsozialismus und das Schweigen unserer Eltern hätten ihn nicht interessiert. Heute aber geht es auch ihm anders. Ich fühle mich bestärkt darin, unsere Familiengeschichte nicht einfach ad acta zu legen. Meine Überlegung: Sollte ich doch noch das Gespräch mit meiner Mutter suchen wollen, wird mir das auf der Grundlage von Fakten und Dokumenten leichter fallen.

Im Herbst 2022 stelle daher auch ich die Anfrage an das Bundesarchiv in Berlin, 18 Jahre nach meiner Schwester. Die Antwort braucht lange, die ersten Dokumente erhalte ich nach einigen Monaten, andere Akten, die gerade digitalisiert werden, erst Anfang 2024. Währenddessen passiert etwas, was mein Gefühl, nicht mehr wegzucken zu können, verstärkt. Eher zufällig werde ich Berichterstatterin über einen Prozess vor dem Oberlandesgericht Frankfurt. Dort ist ein Arzt aus Syrien angeklagt, der in Krankenhäusern in seiner Heimat Oppositionelle misshandelt haben soll.

Ich erlebe Zeugen, die nicht Opfer des Angeklagten wurden, sondern mit ihm zusammenarbeiteten. Viele von ihnen machen vor Gericht einen gleichgültigen Eindruck. Sie wollen das inzwischen vielfach beschriebene gewaltvolle Verhalten in den Krankenhäusern nicht gesehen, aber auch nichts vom verbrecherischen Vorgehen der syrischen Armee gegenüber der Zivilbevölkerung mitbekommen haben. Eines Tages unterhalte ich mich in der Mittagspause mit einer Juristin, die das Verfahren für eine Menschenrechtsorganisation beobachtet. Als wir über die Aussagen dieser akademisch gebildeten Zeugen reden, die mittlerweile in Demokratien in Europa leben, und ich einwende, dass es ja vielleicht wirklich schwierig gewesen sein könnte, den eigenen Unwillen über die Zustände zu äußern, antwortet mein Gegenüber sehr klar: Ja, vielleicht. Aber wäre es nicht wenigstens jetzt an der Zeit, Verantwortung zu übernehmen und zur Aufklärung beizutragen? Diese Worte hallen lange in mir nach.

### Auf seinen frühen Eintritt in die NSDAP war er stolz

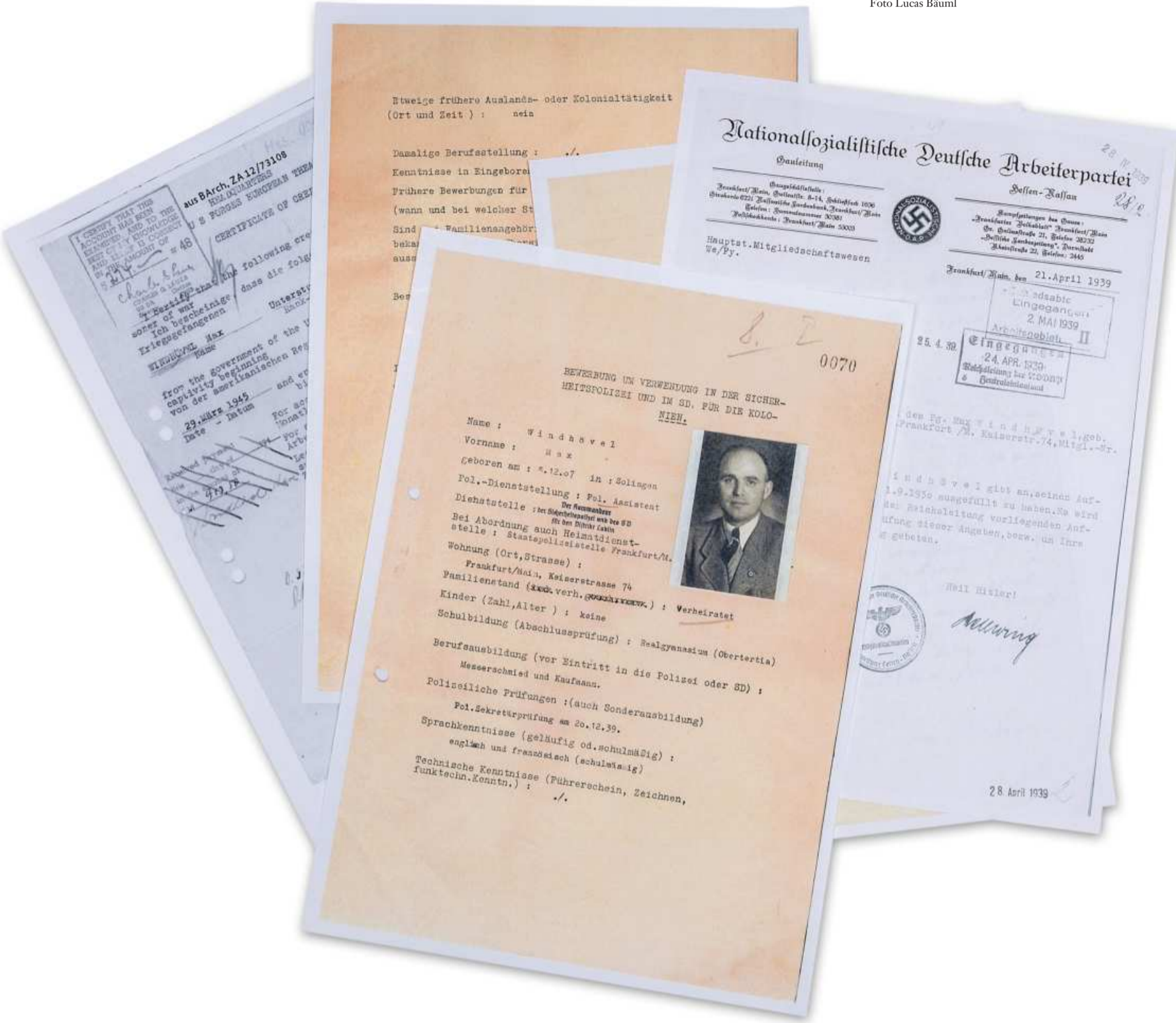
Die Fotokopien und digitalen Dateien, die aus dem Bundesarchiv bei mir ankommen, sind nicht sonderlich aussagekräftig, was Max Windhövels Aufgaben in Lublin betrifft. Die einzige konkrete Aussage lautet: „14.1.1940, Beginn der Tätigkeit beim SS-Kommando Lublin. Er führt die Zahlstelle des Kommandos.“ Lebensläufe von ihm, einer handschriftlich verfasst, bestätigen in etwa das, was ich schon wusste: die Mitgliedschaft in NSDAP, Gestapo und SS, im Rang eines Sturm-scharführers. Die Dokumente sind teilweise befremdlich. Die „SS-Sippenakte“ beispielsweise mit dem „Erbgesundheitsbogen“ und einem weiteren Dokument, in dem Margarethes Tauglichkeit als Frau eines SS-Mannes abgeklöpft wird. Unter anderem muss beantwortet werden, ob sie „häuslich“ oder „flatterhaft, putzsüchtig“ sei. Wenig überraschend lautet die Angabe „häuslich“. Die Akte endet mit der Bescheinigung, dass Max und Margarethe arischer Abstammung seien. Andere Unterlagen wiederum kann ich nicht deuten, zum Beispiel einen Antrag des Ehepaars für den „Dienst in den Kolonien“. Welche Kolonien sind gemeint? Da nach Tropenimpfungen gefragt wird, muss es sich wohl um südliche Gebiete handeln, für die man sich 1940 im noch unerschütterlichen Glauben an eine Weltherrschaft der Nationalsozialisten anscheinend schon einmal vorsorglich bewerben konnte.

Ich sitze nun immer mal wieder abends an meinem Notebook, um Zusammenhänge zu verstehen. Ich habe mich als Schülerin und Studentin für die NS-Zeit interessiert, allerdings vor allem für das Schicksal der Juden, weniger für die Organisationsstrukturen des Regimes. Bei Wikipedia lese ich, dass der Sturmscharführer („kurz Stuscha; Ansprache Sturmscharführer“) der Spitzenrang der Dienstgradgruppe der Unteroffiziere war. Die ganzen Abkürzungen der Nazis kann ich

FORTSETZUNG VON SEITE 9

# Wir müssen über Opa reden

Nationalsozialist aus Überzeugung: Dokumente von und über Max Windhövel aus dem Bundesarchiv in Berlin  
Foto Lucas Büml



mir auch beim zehnten Mal nicht merken. Ich lege eine Art Glossar an. „KdS Lublin“ steht beispielsweise für Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Lublin. „SD“ wiederum ist die Abkürzung für Sicherheitsdienst, quasi der Geheimdienst der SS.

Die Unterlagen aus Berlin enthalten auch einen Schriftverkehr, von dem schon meine Schwester damals berichtet hatte und der Max Windhövel als unangenehmen Pedanten zeigt: Unser Großvater wurde 1932 irrtümlich aus der NSDAP ausgeschlossen. Dieser Fehler wurde damals wieder behoben, allerdings wurde aus Opas Sicht ein weiterer Fehler begangen. Bei der Korrektur wurde als Eintrittsdatum anstelle des 30. August 1930 der 1. November 1930 vermerkt. An seiner niedrigen Mitgliedsnummer 343.478 änderte sich dadurch nichts. 1938/1939 kam es aus welchen Gründen auch immer zu einem Schriftwechsel zwischen unterschiedlichen Abteilungen der NSDAP, die sich mit Max Windhövels Forderung auseinandersetzen mussten, das Datum wieder um zwei Monate nach vorn auf den 30. August zu korrigieren. Er scheiterte. Am 17. Mai 1939 teilte ich das Mitgliedschaftsamt kurz und schmerzlos mit: „Bei der Festsetzung des Aufnahmetags 1.11.30 muss es sein Bewenden haben.“ Mein Opa war fanatischer als der Parteifunktionär, der die Entscheidung traf.

Anfang 2024 bin ich also an dem Punkt, an dem ich nun mit meiner Mutter sprechen könnte – aber ich schaffe es weiterhin nicht. Jedes Mal fällt mir ein Grund ein, warum es genau diese Woche nicht passt. Als ich einer Freundin wortreich davon erzähle, merke ich an ihrer Reaktion, wie schwach meine Erklärung ist. Kurz darauf lässt ein Gespräch mit meiner Mami, wie schon so manches Mal zuvor, ein Störgefühl zurück. Sie hat im Kino „The Zone of Interest“ gesehen, den Film über ein paar Sommertage im Leben der Familie Höß 1943. Höß war der Kommandant von Auschwitz und lebte mit Frau und Kindern in einer Villa neben dem KZ. Im Film ist eindrücklich zu sehen, wie es der Familie mühelos gelingt, das Grauen hinter der Mauer des Anwesens auszublenden. Und er zeigt einen sanften und freundlichen Höß, der ein guter Vater für seine Kinder ist – und gleichzeitig den Tod von fast einer Million Juden und anderer Gefangener im Lager verantwortet. Meine Mutter findet es unfassbar, dass scheinbar normale

Menschen zu so etwas fähig sind. Ich höre zu und frage mich: Warum schaffst du es nicht, über deinen Vater zu reden?

Ich drücke mich weitere drei Monate, dann begegnet mir in einem Podcast der „Zeit“ über die Tochter eines Holocaust-Überlebenden und den Enkel eines SS-Mannes ein Satz von Cicero: Nicht zu wissen, was vor deiner Geburt geschehen ist, heißt, immer ein Kind bleiben. Ich stehe in diesem Moment im Botanischen Garten, einem meiner liebsten Orte in Frankfurt, und spüre auf einmal ganz deutlich: Ich will nicht die Eva bleiben, die nicht weiß, was geschehen ist. Drei Tage später fahre ich wie häufig samstags zu meiner Mutter. Es ist der 31. August 2024, wir sitzen im Garten in der Sonne und ich sage: „Mami, ich will schon lange mit dir über Opa reden. Ich habe mich nicht getraut, aber jetzt traue ich mich.“ Und sie sagt: „Das finde ich gut.“

Wir reden etwa eine Stunde – und es ist gar nicht schwierig. Die für mich wichtigste Einsicht aus diesem ersten Gespräch: „Wohl aus Feigheit“, so drückt es meine Mutter aus, hat sie mit ihrem Vater nie über seine Rolle und Haltung im Nationalsozialismus gesprochen, aus unterbewusster Furcht, dass eine Konfrontation zu einem Bruch mit den geliebten Eltern führen könnte. Wahrscheinlich wäre das nicht passiert, glaubt meine Mutter heute, aber ihre Scheu saß tief. Nach Opas Tod fragte meine Mutter – damals so alt wie jetzt ich: fünfzig – ihre Mutter, was sie ihr über die Tätigkeit ihres Mannes erzählen könne. Margarethes knappe Antwort lautete, das hätte die Tochter den Vater selbst fragen sollen. Und meine Omi sagte so etwas wie: Wenn sich die Anschuldigungen gegen ihn bestätigt hätten, hätte sie sich getrennt. Dieser Satz lässt mich aufhorchen.

Warum, frage ich meine Mami, ist sie nie auf meinen Bruder und mich zugekommen? Sie sagt, sie habe nichts vom Gespräch unserer Schwester mit uns gewusst. Das ist wieder einer dieser Momente, die mich im Nachhinein ratlos machen: Ich erinnere mich an die moralische Empörung meiner Schwester an diesem Juni-Samstag, speziell über Opas Antisemitismus. Aber auch darüber, dass es in unserer Familie die von Omi und Opa lancierte, von unserer Mutter mitgetragene Lüge gegeben hatte, er sei Soldat gewesen. Meine Schwester jedoch hält es nicht für notwendig, unserer Mutter zu berichten, wie wir auf die Wahrheit

reagiert haben? Und mein Vater auch nicht?

In diesem ersten Gespräch fällt mir auch auf: Meiner Mutter ist es ein Anliegen, Opa als den freundlichen, offenen, geselligen, verbindlichen und respektvollen Menschen zu beschreiben, als den sie ihn in Erinnerung hat. Er habe sich nicht wichtig genommen und ihr immer zugehört. Die Eltern hätten sie liberal erzogen und wenig Vorschriften gemacht. Bei ihren Schwimmwettkämpfen stoppte er als Kampfrichter die Zeit oder spazierte mit Frau und Tochter zur Verwandtschaft durch halb Mainz.

### Meiner Mutter war er ein liebevoller Vater

Sie habe beide Eltern als loyale Bundesbürger wahrgenommen und von ihnen nie eine relativierende Aussage über die NS-Zeit gehört. „Es gab ja Leute, die noch lange nach 1945 solche Dinge von sich gegeben haben wie: ‚Unter Hitler hätte es so was nicht gegeben‘“, sagt sie. „Wenn ich meinen Vater so etwas hätte sagen hören, wäre mir der Kragen geplatzt.“ Ich spüre, dass der Widerspruch sie umtreibt. Sie bekommt diese beiden Personen nicht überein: den liebevollen Vater – und den Nationalsozialisten.

Von der Sozialpsychologin und Gruppenanalytikerin Angela Moré werde ich

## Lebenslauf Max Windhövel

Ich wurde am 5. Dezember 1907 in Solingen geboren. Von Ostern 1914-1917 besuchte ich in Mainz die Volksschule, anschließend bis 1922 das Realgymnasium. 1922-25 war ich als Messerschmied in der Lebre. Meine Gesellenprüfung legte ich 1925, meine Meisterprüfung 1935 ab. Von 1925-1936 war ich im elterlichen Stahlwaren Geschäft in Mainz tätig. Am 30.8.1930 meldete ich mich zur NSDAP an. Im Dezember 1936 übernahm ich in Frankfurt am Main ein Stahl- und Silberwarengeschäft, welches ich in Folge schlechten Geschäftsganges am 31. August 1938 schließen musste. Nach einer dreimonatlichen Anstellung bei der Gauleitung der NSDAP, Amt für Technik, wurde ich am 1. Dezember 1938 als Polizeibüroassistent a. Pr. zur Staatspolizeistelle Frankfurt am Main einberufen. Nachdem ich am 20. Dezember 1939 meine Polizeisekretärprüfung abgelegt hatte, wurde ich am 14. Januar 1940 zum Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Lublin abgeordnet, woselbst ich mit der Einrichtung der Zahlstelle betraut wurde, die ich auch heute noch selbstständig führe.

Aus einer Bewerbung für den Einsatz in „den Kolonien“, verfasst am 18.7.1940 in Lublin

gegen Ende dieser Recherche erfahren: Das ist typisch. Moré beschäftigt sich seit Jahrzehnten damit, wie sich die Schuldverstrickungen in Familien von Verfolgten und von Tätern auswirken. Wir sprechen über die Kriegskindergeneration, die häufig einem inneren Konflikt ausgesetzt war. Sie verdammte den Nationalsozialismus und liebte zugleich die Eltern, die dieses verbrecherische System mitgestaltet hatten. Als ich ihr von uns erzähle und sie bitte, unser Verhalten einzuordnen, sagt Angela Moré, die Scheu, sich der Wahrheit zu stellen, sei bei uns „ziemlich großzügig verteilt“. Wir alle hätten wohl Schutzmechanismen entwickelt, um uns nicht tiefer befassen zu müssen. Ihrer Ferndiagnose zufolge hat uns Kinder und unseren Vater das Gefühl geleitet, die Mutter und Ehefrau schützen zu müssen.

Ein weiteres wichtiges Detail erwähnt meine Mutter an diesem Spätsommertag: In den Sechzigerjahren wurde Opa von der Polizei verurteilt. Das hat sie damals nicht miterlebt, aber mitbekommen. „Da habe ich auch wieder den Kopf in den Sand gesteckt“, sagt sie. Ich denke mir: Wo ermittelt worden ist, da gibt es Akten. Am nächsten Tag schick mir meine Mami eine E-Mail. Sie schreibt unter anderem: „Es ist erstaunlich, wie wenige überzeugende Argumente ich zu meinem jahrelangen Verhalten vorbringen kann. Verdrängung funktioniert offensichtlich gut.“

Parallel gehe ich der Spur mit den Vernehmungen meines Opas nach. Warum wurde er verurteilt, was wurde untersucht? Ich stoße auf einen Aufsatz von 2008 über die Strafverfolgung von NS-Verbrechen durch westdeutsche Justizbehörden. Westdeutsche Staatsanwaltschaften sowie die Generalstaatsanwaltschaft der Bundesrepublik führten zwischen 1945 und 2005 insgesamt 36.303 Strafverfahren wegen NS-Verbrechen. Sie richteten sich gegen 172.294 namentlich benannte Beschuldigte. In 16 Prozent der Verfahren wurde Anklage gegen insgesamt 16.740 Menschen erhoben, knapp zehn Prozent aller namentlich Beschuldigten.

Der Autor dieses Aufsatzes heißt Andreas Eichmüller und leitet heute die Forschungsabteilung des NS-Dokumentationszentrums München. Ich schreibe ihm und frage, wie ich am besten vorgehe, um mehr über meinen Opa herauszubekommen. Er bietet an, zu überprüfen, ob Max Windhövel in staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren als Beschuldigter geführt wurde. Schon am 13. April erhalte ich seine Antwort: „Nach den mir zur Verfügung stehenden Daten wurde Ihr Großvater wegen seiner Tätigkeit in Lublin nicht von westdeutschen Justizbehörden angeklagt, allerdings in mehreren Ermittlungsverfahren zunächst als Beschuldigter geführt.“ Drei Ermittlungen führt er auf; sie wurden entweder eingestellt mangels Beweisen für konkrete Tatbeteiligungen oder wegen Opas Tod.

Ein Verfahren in Braunschweig wurde wegen Verbrechen im Zusammenhang mit dem KZ Lublin Majdanek geführt. Ein Verfahren in Wiesbaden hatte die Beteiligung von Angehörigen der Dienststelle des KdS Lublin an Deportationen in Vernichtungslager und Erschießungsaktionen in Lublin und Umgebung zum Gegenstand. Und ein Verfahren in Dortmund „behandelte die Einzel- und Massenerschießungen von 30.000-100.000 Menschen in einem Wald namens Borek bei Chełm“. In diesem Zusammenhang, schreibt der Historiker, weise er mich auf die „Ende 1943/Anfang 1944 im Wald durchgeführten sog. Enterdungsaktionen durch das Sonderkommando 1005“ hin, „an denen offenbar auch Ihr Großvater beteiligt war.“ „Enterdungsaktionen“ – was für ein Begriff. Ich weiß zwar nicht, wofür er steht, aber dass es etwas ziemlich Schlimmes sein dürfte, ist klar.

Eichmüller empfiehlt mir, nach Ludwigburg in die Außenstelle des Bundesarchivs zu fahren. Dort werden die Akten der „Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“ aufbewahrt. Die Zentrale Stelle wurde Ende der Fünfzigerjahre gegründet und war an den meisten Ermittlungsverfahren gegen NS-Verbrechen beteiligt oder führte selbst Vorermittlungen für solche Verfahren durch. In der Außenstelle des Bundesarchivs können diese Dokumente eingesehen werden – von Menschen wie mir.

Andreas Eichmüller hatte angefügt, dass die Außenstelle über eine Personenkartei verfügt, in der wahrscheinlich auch mein Großvater und die ihn betreffenden Verfahren verzeichnet sein dürften. Als ich an einem Dienstag Anfang März von einem freundlichen Mitarbeiter der Außenstelle in Empfang genommen und an den Tisch geleitet werde, der für mich reserviert ist, liegt dort schon eine Kopie genau dieser Personenkartei. Auf ihr sind unter anderem Stichworte zu Max Windhövel festgehalten:

Ich lese viel in dieser Zeit. Darüber, dass Studien zufolge ein Großteil der Deutschen heute glaubt, die eigenen Vorfahren seien keine Täter gewesen. 2002 schon hatte der Soziologe Harald Welzer dafür die einprägsame Formel gefunden: Opa war kein Nazi. Die Hälfte der damals Befragten gab an, die Eltern und Großeltern hätten dem Nationalsozialismus ablehnend gegenübergestanden, nur sechs Prozent sagten, ihre Familie habe Hitler unterstützt.

Neuere Umfragen der Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft bekräftigen diesen Befund. Dass ihre Vorfahren im Nationalsozialismus zu den Tätern gezählt hätten, halten die wenigsten Befragten für wahrscheinlich (10,5 Prozent), dass sie Juden und anderen Verfolgten geholfen hätten, umso mehr (65,3 Prozent). Ich beschäftige mich mit dem Begriff der Tätergesellschaft und den Aussagen des Historikers Götz Aly, der betont, dass es nicht „der“, sondern „unser“ Nationalsozialismus ist.

Parallel gehe ich der Spur mit den Vernehmungen meines Opas nach. Warum wurde er verurteilt, was wurde untersucht? Ich stoße auf einen Aufsatz von 2008 über die Strafverfolgung von NS-Verbrechen durch westdeutsche Justizbehörden. Westdeutsche Staatsanwaltschaften sowie die Generalstaatsanwaltschaft der Bundesrepublik führten zwischen 1945 und 2005 insgesamt 36.303 Strafverfahren wegen NS-Verbrechen. Sie richteten sich gegen 172.294 namentlich benannte Beschuldigte. In 16 Prozent der Verfahren wurde Anklage gegen insgesamt 16.740 Menschen erhoben, knapp zehn Prozent aller namentlich Beschuldigten.

Der Autor dieses Aufsatzes heißt Andreas Eichmüller und leitet heute die Forschungsabteilung des NS-Dokumentationszentrums München. Ich schreibe ihm und frage, wie ich am besten vorgehe, um mehr über meinen Opa herauszubekommen. Er bietet an, zu überprüfen, ob Max Windhövel in staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren als Beschuldigter geführt wurde. Schon am 13. April erhalte ich seine Antwort: „Nach den mir zur Verfügung stehenden Daten wurde Ihr Großvater wegen seiner Tätigkeit in Lublin nicht von westdeutschen Justizbehörden angeklagt, allerdings in mehreren Ermittlungsverfahren zunächst als Beschuldigter geführt.“ Drei Ermittlungen führt er auf; sie wurden entweder eingestellt mangels Beweisen für konkrete Tatbeteiligungen oder wegen Opas Tod.

Ein Verfahren in Braunschweig wurde wegen Verbrechen im Zusammenhang mit dem KZ Lublin Majdanek geführt. Ein Verfahren in Wiesbaden hatte die Beteiligung von Angehörigen der Dienststelle des KdS Lublin an Deportationen in Vernichtungslager und Erschießungsaktionen in Lublin und Umgebung zum Gegenstand. Und ein Verfahren in Dortmund „behandelte die Einzel- und Massenerschießungen von 30.000-100.000 Menschen in einem Wald namens Borek bei Chełm“. In diesem Zusammenhang, schreibt der Historiker, weise er mich auf die „Ende 1943/Anfang 1944 im Wald durchgeführten sog. Enterdungsaktionen durch das Sonderkommando 1005“ hin, „an denen offenbar auch Ihr Großvater beteiligt war.“ „Enterdungsaktionen“ – was für ein Begriff. Ich weiß zwar nicht, wofür er steht, aber dass es etwas ziemlich Schlimmes sein dürfte, ist klar.

Eichmüller empfiehlt mir, nach Ludwigburg in die Außenstelle des Bundesarchivs zu fahren. Dort werden die Akten der „Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“ aufbewahrt. Die Zentrale Stelle wurde Ende der Fünfzigerjahre gegründet und war an den meisten Ermittlungsverfahren gegen NS-Verbrechen beteiligt oder führte selbst Vorermittlungen für solche Verfahren durch. In der Außenstelle des Bundesarchivs können diese Dokumente eingesehen werden – von Menschen wie mir.

Fortsetzung auf der folgenden Seite

„Ab Januar 1940 beim KdS Lublin Leiter der Zentralstelle. Keine Angaben über Judenmorde. Hat zugegeben, Angehöriger des Teilkos. (Anmerkung der Redaktion: mutmaßlich ist Teilkommando gemeint) des Sonderkommandos 1005 gewesen zu sein. Angeblich nur Verwaltungsarbeit. War teilweise bei Enterdungen zugegen.“ Da sind sie wieder, diese Begriffe: „Sonderkommando 1005“ und „Enterdungen“. Mittlerweile habe ich mich eingelesen und weiß, worum es geht.

Die „Aktion 1005“ ist auch Menschen, die sich für den Nationalsozialismus interessieren, nicht unbedingt geläufig. Das stellt zum einen der Historiker Andrej Angrick fest, der ein fast 1400 Seiten starkes Standardwerk dazu verfasst hat. Zum anderen merke auch ich das in Gesprächen. Angrick schreibt in der Einleitung von „Aktion 1005“. Spuren beseitigung von NS-Massenverbrechen 1942–1945: Die von SS-Standartenführer Paul Blobel geleitete „Aktion bzw. Operation 1005“ sei eines der geheimsten Projekte des Dritten Reiches überhaupt gewesen. Es bestand darin, Massengräber im gesamten von den Nazis besetzten Europa zu öffnen, die verwesenden Leichen zu verbrennen, die Knochen zu zermahlen, Asche und Staub in die Gruben zu füllen und das jeweilige Areal dann „gärtnerisch zu tarnen“. Diese Arbeit wurde Männern aus Ghetos oder aus Lagern aufgezwungen, „manchmal auch kräftigen Burschen, die man von der Straße weg verhaftet hatte. Sie alle galten in den Augen ihrer Wächter aus SS und Polizei fortan als ‚Geheimnisträger‘, die es spätestens nach dem Ende der jeweiligen regionalen Vertuschungsaktion ausnahmslos zu ermorden galt.“

## Nach dem Krieg wollte er nichts gewusst haben

Bevor ich mich der Akte widme, in der ich die meisten Informationen zur Beteiligung meines Opas an der „Aktion 1005“ finden dürfte, schaue ich mir zwei seiner Vernehmungen aus den frühen Sechzigerjahren an. Seine erste Vernehmung fand im April 1960 zu Hause in Mainz statt; damals wohnte meine Mutter noch bei ihren Eltern. Das Protokoll beginnt mit seinem Lebenslauf, der Punkte enthält, die ich noch nicht kenne. So gibt Max Windhövel an, vom KdS Lublin im Juli 1944 (die SS räumte Lublin, weil die sowjetische Armee anrückte) ins gut hundert Kilometer entfernte Radom abkommandiert und im Oktober nach Berlin zum Reichssicherheitshauptamt beordert worden zu sein. Im Februar 1945 wurde seine Dienststelle nach Hof verlegt. Auf dem Weg dorthin erkrankte er und kam in ein Lazarett. „Hier erlebte ich die Kapitulation, wurde von den Amerikanern gefangen genommen und im Februar 1948, nachdem ich mehrere Lager durchlaufen hatte und schließlich durch die Spruchkammer in die Gruppe vier eingestuft wurde, nach Hause entlassen.“ Spruchkammerverfahren waren Verfahren mit dem Ziel der Entnazifizierung, die nach Ende des Nationalsozialismus in den drei westlichen Besatzungszonen Deutschlands durchgeführt wurden. Es gab fünf Gruppen, von Gruppe I, Hauptschuldige, bis Gruppe V, Entlastete. Die Gruppe IV firmiert unter „Mitläufer“.

In der zweiten Vernehmung vom November 1963 auf dem Polizeikommissariat in Mainz lese ich dann das erste Mal von ihm selbst: „1943 wurde ich zum Kommando 1005 in Cholm abgestellt. Auch dort hatte ich lediglich Verwaltungsaufgaben zu erfüllen.“ Bis in dieses Jahrhundert hinein nannten die Deutschen die Stadt Cholm, heute wird die polnische Schreibweise Chełm verwendet.

Was diese Verwaltungsaufgaben beinhaltete, wird in dieser Vernehmung nicht gefragt, da sich die Ermittlungen auf Vorgänge im KZ Majdanek konzentrierten. Was mich an den Worten meines Opas gleichwohl bestürzt, ist das meinem Eindruck nach vollständige Fehlen von Schuldbewusstsein und der Bereitschaft, Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen. Offenbar unberührt gibt er an, nichts gewusst zu haben von Juden-transporten, obgleich sich in Lublin „ein Judenlager mit eigenem Gleisanschluss befand“, wie ich in der Vernehmung eines anderen Mannes lese. Und von den in Majdanek nach Schätzungen bis zu zwei Millionen vernichteten Menschen natürlich auch nicht.

Er gibt zu Protokoll: „Ich war zwar wie gesagt vier Jahre in Lublin, aber trotz der geäußerten Zweifel kann ich nur immer wieder sagen, dass ich über Tötungshandlungen oder Misshandlungen im KZ Majdanek nichts weiß. Auch vom Hörensagen ist mir entsprechendes nicht zu Ohren gekommen. Ich muß jedoch einräumen, daß ich oft, wenn ich von Cholm kam oder nach Cholm fuhr, beobachtete, dass aus dem sich im Lager befindlichen Krematorium dicke Rauchwolken aufstiegen. Daß sich im Lager ein Krematorium befand, habe ich gesprächsweise erfahren. Abschließend kann ich trotz aller geäußerten Zweifel nur sagen, daß ich über das Lager Majdanek und die dort verübten Verbrechen keine Angaben machen kann. Ich war nur Verwaltungsbeamter und zu keiner Zeit meines Aufenthaltes in Lublin hatte ich Aufgaben wahrzunehmen, die

FORTSETZUNG VON SEITE 10

# Wir müssen über Opa reden

über Besoldung und Geschäftsbedürfnisse (Einkauf von Papier, sonstigen Schreibutensilien usw.) hinausgingen.“

Der Vernehmung liegt eine Notiz eines Kriminalrats des Hessischen Landeskriminalamtes bei. Er formuliert, was auch ich empfinde: „Es darf bemerkt werden, dass der Genannte bei seiner Vernehmung keineswegs den Anschein erweckte, wirklich bestrebt zu sein, sein volles Wissen um die damaligen Vorgänge mitzuteilen.“

In der Akte, in der es um die „Aktion 1005“ in Chełm geht, befindet sich keine Vernehmung meines Großvaters selbst, es gibt aber viele Dokumente, in denen sein Name genannt wird. Chełm liegt etwa sieben Kilometer östlich von Lublin. Das dortige Wäldchen Borek war dem Historiker Andrej Angrick zufolge „ideal“ für die Aktion, weil allein dort etwa 25.000 Leichen von ermordeten Chełmer Juden sowie von verstorbenen und getöteten Insassen des unweit gelegenen Kriegsgefangenenlagers Stalag 319 verscharrt waren. Bei Angrick ist zu lesen: „Der Großteil des anfallenden Schriftverkehrs sollte direkt über Lublin laufen. Beim KdS wurde zu diesem Zweck ein von SS-Scharführer Max Windhövel geleitetes Sonderreferat 1005 in der Abteilung ‚Geschäftsbedürfnisse‘ eingerichtet, welches als administratives Rückgrat den nötigen Papierkram im Hinblick auf Personalangelegenheiten, Versorgungsfragen etc. erledigte.“ Zum Leiter des Lubliner 1005-Trupps

wurde ein SS-Untersturmführer namens Hermann Rohlfing benannt; insgesamt umfasste es acht Mann.

Einer von ihnen war Rudolf Theimer. Er beschreibt in seiner Vernehmung im November 1960 die „Enterdung“ detailliert, und auch, dass er nach einem teilweise erfolgreichen Ausbruchversuch der Juden, die die Leichen bergen und verbrennen mussten und die in dem Wald in einem provisorischen Lager untergebracht waren, einige von ihnen erschoss. Mit Theimer gemeinsam überwachte ein Paul Heilig die Exhumierung. Auch er berichtet in seiner Vernehmung, dass nach dem Verbrennen der Leichen Zahngold eingesammelt und von Rohlfing in Verwahrung genommen wurde. Im Protokoll lese ich: „Es kann sein, dass Windhövel dieses Gold immer mitgenommen hat, da er öfters nach Lublin fuhr, um für uns Verpflegung zu empfangen.“

Es war dieser Hermann Rohlfing, der in der „SS-Sippenakte“ über meine Oma geurteilt hatte, sie sei häuslich, nicht flatterhaft. Bei seiner Festnahme 1960 arbeitete Rohlfing wie so viele frühere Gestapo-Angehörige im Polizeidienst der Bundesrepublik, als Kriminalhauptmeister und stellvertretender Leiter der Kriminalpolizei in Minden. Kurz nach seiner Festnahme starb er. Rudolf Theimer wurde im Mai 1963 durch das Landgericht Heilbronn wegen Beihilfe zum Mord zu vier Jahren Gefängnis verurteilt; am 1.

September 1965 kam er wieder frei. Paul Heilig erhielt im selben Prozess eine Haftstrafe von dreieinhalb Jahren.

Nach sechseinhalb Stunden im Archiv bestelle ich mir Kopien von einem Teil der Akten und fahre nach Frankfurt zurück. Im Zug denke ich über meinen Opa nach. Ich wusste es ja schon vorher, aber jetzt habe ich es schwarz auf weiß: Max Windhövel ermöglichte als Schreibtischtäter das Morden und muss von allen schrecklichen Taten gewusst haben, die in Lublin und Umgebung vor sich gingen. Es kann sein, dass er sich nicht unmittelbar eines Gewaltverbrechens schuldig gemacht hat. Aber vier lange Jahre hat er auch nichts unternommen, um auch nur eines zu verhindern. Zudem scheint er nichts versucht zu haben, um diesen grauenhaften Ort, der doch eigentlich auch für ihn unerträglich hätte sein müssen, zu verlassen. An keiner Stelle in den Vernehmungen ist zudem zu erkennen, dass er sich der Schuld, die er auf sich geladen hat, bewusst gewesen wäre.

Meiner Mutter zufolge hat mein Vater früher immer mal wieder geäußert, ihm komme es vor, als verkröche sich sein Schwiegervater beim Messerschleifen im Keller seines Geschäfts – eine Tätigkeit, die er nie wirklich mochte. Mir fällt es schwer, dieser Vermutung etwas abzugewinnen. Doch falls etwas an ihr dran sein sollte: Hat Opa sich wenigstens im Stillen gefragt, welchen Beitrag er an der Katastrophe hatte? Hatte er daran zu tragen, dass er – so stelle ich mir das zumindest vor – Gramangaben über Goldzähne in Buchhaltertabellen eingetragen hat? Hat er das Erlebte wie in einer Kapsel verschlossen, versucht, nicht mehr daran zu denken, und deshalb auch nie mit seiner Tochter darüber gesprochen? „Manchmal ist es lebensnotwendig zu verdrängen“, sagte in einem Interview Christian Friedel, der in „The Zone of Interest“ Rudolf Heß spielt. Oder saß mein Opa vielleicht auch deshalb einsam im Keller, weil er nicht darüber hinwegkam, dass der

Traum, den er als junger Mann mit Anfang dreißig für das zukünftige Leben seiner Familie gehabt hatte – Stüchwort „Kolonien“ – nicht eingetreten war?

Drei Tage nach meinem Ausflug nach Ludwigsburg bin ich wieder bei meiner Mutter. Durch die großen Scheiben fällt helles Sonnenlicht. Ich berichte von den neuen Erkenntnissen, und meine Mami, die schon immer klein und schmal war und seit ein paar Jahren immer kleiner und schmäler wird, sitzt mir wie ein Häufchen Elend gegenüber. Sie tut mir leid, und nicht das erste Mal habe ich ein schlechtes Gewissen, dass ich ihr das zumute. Meinem Gefühl nach ist meine Mutter ein Opfer des Schweigens ihrer Eltern. Mache auch ich sie zum Opfer, indem ich Fragen stelle?

## „Spürst du Scham?“, frage ich meine Mutter

Sie erzählt, vor ihrer Hochzeit habe Opa unter vier Augen mit seinem zukünftigen Schwiegervater gesprochen. Dabei vertraute er ihm seine SS-Zugehörigkeit an. Meine Mutter schaut mich erschöpft an



## Spurenbeseitigung von NS-Massenverbrechen

*Mit Sicherheit weiß ich, dass dieses kleine Teilkommando im Herbst 1943 aufgestellt worden ist, kann jedoch keinen bestimmten Monat angeben. [...] Die Juden hatten die Aufgabe, die Massengräber zu öffnen und die Leichen mit Haken herauszuziehen und zu dem Scheiterhaufen zu transportieren, den wir etwa in der Mitte des Lagers angelegt hatten. Zu diesem Zwecke ist ein Teil des Waldes abgeholzt worden. Die Leichen wurden jeweils auf dem Scheiterhaufen aufgeschichtet, danach mit Benzin übergossen und anschließend verbrannt. Die zurückbleibenden Knochen wurden in einer Knochenmühle zermahlen. Die Knochenmühle stand in der Nähe des Scheiterhaufens. Die Asche wurde im Wald verstreut. Vorher wurde sie noch durchgesiebt, um das Gold sicherzustellen. Es handelte sich insbesondere um Goldzähne. Diese Arbeiten wurden von den Juden ausgeführt. Die Zahl dieser Juden schätze ich auf etwa 50 bis 60 Personen.*

Aus der Vernehmung von Rudolf Theimer am 2.11.1960, Mitglied eines „Enterdungs“-Trupps, zu dem auch Max Windhövel gehörte



Heute sind es Orte der Erinnerung: das frühere KZ Majdanek – hier das Krematorium (oben) – und das Wäldchen Borek bei Chełm (unten)

Fotos Melchior Moos/CC-BY-SA 3.0, Michele Andreola



und sagt, sie könne nicht erklären, warum weder sie das zum Anlass nahm, mit ihren Eltern zu reden, noch warum Papi sie nicht dazu ermuntert hat. Schließlich war er derjenige, mit dem sie sich intensiv austauschte. Er hat ihr geduldig zugehört, wenn sie ihm erzählte, was sie las: „Jakob der Lügner“, „Roman eines Schicksallosen“, „Der Vorleser“, „Ein Garten in Deutschland“, „Der Trafikant“ oder auch die autobiographischen Bücher „Mein Leben“ von Marcel Reich-Ranicki oder „Das Mädchenorchester von Auschwitz“ von Anita Lasker-Wallfisch. Immer wieder hat sich meine Mutter in ihrer zweiten Lebenshälfte konfrontiert mit diesen unheilvollen 15 Jahren deutscher Geschichte, die manche heute als „Vogelschiss“ abtun. „Das war sicherlich auch bedingt durch Opas Verstrickung“, sagt sie jetzt zu mir. „Es war mir in gewisser Weise immer ein Bedürfnis, dass ich vorgeführt bekomme, was Menschen machen können, und trotzdem weiterleben.“ Mit meinem Papi war sie in Buchenwald und Auschwitz. „Wie hast du das erlebt?“, frage ich sie. Beide Besuche, der in Buchenwald Ende der Neunziger, der in Auschwitz 2014, haben sie lange Zeit stark beschäftigt. „Wir sind da nicht durchgelaufen und haben die ganze Zeit über meinen Vater geredet. Es war ja sowieso immer da. Das Unvorstellbare wurde dadurch, dass mein Vater daran mitgewirkt hat, noch unvorstellbarer.“

„Spürst du Scham?“, frage ich meine Mutter. Sie überlegt, antwortet dann: „Ich schäme mich für die Rolle, die mein Vater in dieser Zeit gespielt hat. Und ich schäme mich dafür, nichts gesagt zu haben, zu euch und zu unseren Freunden. Ich hatte Angst vor dem Urteil.“ Nun, so glaubt sie, wird es sie erleichtern, auf der Grundlage dieses Artikels endlich ehrlich sein zu können. Sie nimmt an, dass ihre Freundinnen kaum glauben werden, was sie zunächst zu lesen und dann von ihr zu hören bekommen, „weil sie mich total anders einschätzen, davon ausgehen, dass wir über alles reden können“. Aber sie glaubt auch, dass sie es zu schätzen wissen werden, dass sie sich nun ihrer Geschichte stellt. Bei ihrer Cousine hat sie schon angerufen, um zu fragen, ob deren Eltern ihr je etwas erzählt haben. Doch auch in dieser Familie wurde nie über den Krieg und die Erlebnisse des Vaters geredet. Dass die beiden Frauen jenseits der achtzig das erste Mal über dieses Thema miteinander sprechen, rührt mich. Über Opa sagt meine Mutter abschließend: „Mir tut es leid, dass er sich nicht mit seiner Verantwortung befasst hat. Vielleicht hätte er dann etwas befreier weiterleben können.“

Als ich noch mal nachhake, warum sie nicht wenigstens nach 2005 mit uns gesprochen hat, ist ihre Hilflosigkeit geradezu greifbar. „Es ist einfach so gelaufen. Ich weiß, dass es nicht richtig war“, sagt sie. Als ich mir unser Gespräch, das ich aufgezeichnet habe, später anhöre, fällt mir auf, dass ich ihr an vielen Stellen mehr Zeit hätte geben, ihre Pausen hätte aushalten müssen. Ich merke an meiner drängelnden Art: Ich bekomme die Frau, die für ihre Meinung einsteht und die mich dazu erzogen hat, den Mund aufzumachen, wenn mir etwas zuwider ist, nicht überein mit der Frau, die weiterhin nicht wirklich erklären kann, was sie davon abgehalten hat, reinen Tisch zu machen.

Wie sehr uns die Vergangenheit noch beschäftigen wird, kann ich zurzeit nicht absehen. Mein Gefühl ist: Ich brauche jetzt erst mal eine Weile Pause von dem Grauen. Als ich eine Woche nach Ludwigsburg mit der Sozialpsychologin Angela Moré spreche, bin ich übermüdet, als sie mich fragt, wie es mir gehe. Sie sagt mir unverblümt, ihrer Einschätzung nach versuche ich, mich von dem Leid, das mein Opa mitverursacht hat, über das Schreiben dieses Artikels zu befreien. Ich machte auf sie aber nicht den Eindruck, bereit zu sein, mich den negativen Gefühlen zu stellen, die die Erkenntnisse in mir auslösten. In den darauffolgenden Tagen bin ich angespannt, immer mal wieder traurig, habe häufig Kopfschmerzen. Ich realisiere, dass ich mich ein Stück weit hinter meinem journalistischen Handwerk verschanzte habe. Offenbar dachte ich, ich könnte die verstörenden Erkenntnisse im Notebook zurücklassen.

Ich werde weiter darüber nachdenken, was es über die Gesellschaft aussagt, dass mein Opa ab 1945 ein unbescholtenes, aber auch unambitioniertes Leben geführt hat und von seinen Mitmenschen als angenehmer, höflicher, immer akkurat gekleideter Durchschnittsbürger wahrgenommen wurde. Schlummert auch nach achtzig Jahren in einem demokratischen System weiterhin in vielen von uns die Anlage, menschenverachtend zu handeln, wenn man überzeugt ist, auf der richtigen Seite zu stehen? Und falls das so ist: Was heißt das für die heutige Zeit?

Ob ich mal nach Lublin, nach Majdanek, nach Chełm fahren werde? Ich weiß es nicht. Mein Bruder könnte sich auf jeden Fall vorstellen mitzukommen. Einer Sache jedoch bin ich mir sicher: Cicero hat recht. Wer sich nicht für das interessiert, was vor der eigenen Geburt geschehen ist, bleibt unbedarft. Das bin ich jetzt mit Blick auf meinen Opa nicht mehr. Wenn mich jemand fragen sollte, was dieser im Krieg gemacht hat, bin ich in der Lage, eine einigermaßen wahrheitsgemäße Antwort zu geben.